



Mathias Schwabe | Martina Stallmann |
David Vust

Freiraum mit Risiko

Niedrigschwellige Erziehungshilfen
für sogenannte Systemsprenger

2. Auflage

Mathias Schwabe | Martina Stallmann | David Vust
Freiraum mit Risiko

Mathias Schwabe | Martina Stallmann |
David Vust

Freiraum mit Risiko

Niedrigschwellige Erziehungshilfen
für sogenannte Systemsprenger

2., überarbeitete Auflage

BELTZ JUVENTA

Die Autor_innen

Prof. Dr. Mathias Schwabe, Evangelische Hochschule Berlin, ist Professor für Methoden der Sozialen Arbeit am Institut für Innovation und Beratung INIB, Systemischer Berater (SIT & IGST) und Supervisor und Denkzeit-Trainer.

Martina Stallmann, Jg. 1954, Dr. phil., ist Professorin (i. R.) im Studiengang Soziale Arbeit an der Evangelischen Hochschule Berlin. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Forschungs- und Evaluationsmethoden, Statistik.

David Vust wirkt als wissenschaftlicher Mitarbeiter an unterschiedlichen Forschungsprojekten im Bereich der Jugendhilfe mit. Darüber hinaus ist er als Berater, Supervisor, Trainer und Heilpraktiker für Psychotherapie freiberuflich tätig.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:

ISBN 978-3-7799-6411-7 Print

ISBN 978-3-7799-5721-8 E-Book (PDF)

2., überarbeitete Auflage 2021

© 2021 Beltz Juventa

in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel

Werderstraße 10, 69469 Weinheim

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung und Satz: Ulrike Poppel

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Vorwort zur 2. Auflage	7
Vorwort	8
Einleitung	15
1 Einführung: Wohin mit jungen Menschen, die keiner mehr haben will?	21
1.1 Junge Menschen, die keiner mehr betreuen will	21
1.2 Verbreitung der Zielgruppe	25
1.3 Diskurse rund um „hoch riskant agierende Jugendliche“	27
2 Philosophie, Architektur und Eckpunkte des Settings	35
2.1 Gründungsanlass und zentrale Eckpfeiler des Settings in den ersten fünf Jahren	35
2.2 Exkurs: NAIS als Übergangshilfe für Jugendliche in der „Stagnation“ (D. W. Winnicott)	40
2.3 Wichtige Veränderungen im Lauf von 14 Jahren	42
3 Interaktionen und Interventionen in niedrigschwelligen Settings: „Weniger bringt manchmal mehr“	49
3.1 Interaktionsbereich „niedrigschwelliges Begleiten“	50
3.2 Interaktionsbereich „Versorgen“	65
3.3 Interaktionsbereich „Beraten/(Selbst-)Klärungshilfen anbieten“	70
3.4 Interaktionsbereich „Erziehen/Kontrollieren“	83
4 Wer sind die NAIS-Jugendlichen und wie entwickeln sie sich während der Zeit bei NAIS?	90
4.1 Soziodemographische Angaben	91
4.2 Die Zeit vor NAIS	92
4.3 Die Zeit bei NAIS: Formen des Umgangs mit dem Freiraum	99
4.4 Beendigung der Betreuung bei NAIS	109
5 Fallschilderungen	112
5.1 Ute und Tobias: Zwei Provinz-Punks in der biographischen Sackgasse Berlin	113
5.2 Frank: Ein drogenabhängiger, krimineller Jungunternehmer lernt das Fürchten und steuert um	134
5.3 Hermine: Zwischen Schneekönigin und Messerstecherin	143

6 Chancen, Risiken und Grenzen bei der Betreuung von riskant agierenden Jugendlichen, insbesondere in niedrigschwellingen Betreuungssettings	163
6.2 Zwischen „passgenauer“ Hilfe und der Gefahr der Instrumentalisierung aus Hilflosigkeit	166
6.3 Systematische Risikoanalyse bei riskant agierenden Jugendlichen in unterschiedlichen Hilfeformen	170
6.4 Wie sieht ein „achtsamer“ und fairer „Umgang“ mit Risiken in diesem Arbeitsfeld aus?	181
7 Wirkungen und Erfolge bei NAIS	186
7.1 Einschätzung der mittelfristigen Entwicklungen auf Grundlage der Interviews	188
7.2 NAIS im Urteil der Jugendlichen	191
7.3 Entwicklungsverläufe laut Aktenanalyse	194
8 Ergebnisse anderer Studien zu Settings für sogenannte „Systemsprenger“	200
8.1 Therapeutische Jugendwohngemeinschaften	201
8.2 Ein Angebot an der Schnittstelle Jugendhilfe/Kinder- und Jugendpsychiatrie	203
8.3 Mischfinanziertes Schnittstellenprojekt: Jugendhilfe/Suchthilfe	205
8.4 Individualpädagogische Projekte im In- und Ausland	207
8.5 Geschlossene Unterbringung/Freiheitsentziehende Maßnahmen nach § 1631 b BGB	209
8.6 Fazit: Die NAIS-Ergebnisse im Vergleich mit anderen Settings	213
Literatur	216

Vorwort zur 2. Auflage

Die erste Auflage von „Freiraum mit Risiko“, die 2013 erschien, ist seit zwei Jahren ausverkauft, das Buch nur noch schwer erhältlich und wurde zeitweise zum doppelten des ursprünglichen Preises von Antiquariaten angeboten. Das alleine hätte für eine Neuauflage gereicht. Es ist aber vor allem die Aktualität des Themas, die das Buch gehalten und dazugewonnen hat, die uns dazu bewog. Denn die Diskussion um Kinder und Jugendliche, die keiner haben will und die von einer Einrichtung zur anderen weitergereicht werden (siehe das folgende Vorwort von Hanna Permien), ist in den letzten Jahren noch einmal richtig in Schwung und mit dem Film „Systemsprenger“ der Regisseurin Nora Fingscheidt nun auch in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Nach wie vor wird für diese Zielgruppe an vielen Orten der Republik händeringend nach Lösungen gesucht.

Das im Buch dargestellte und evaluierte Projekt NAIS (= Niedrigschwellige Alternativen für sog. Systemsprenger) gibt es weiter in Berlin. Die Mitarbeiter*innen arbeiten weiter mit hochriskant agierenden Jugendlichen. Eine Koordinationsstelle des Senats unterstützt seit zwei Jahren den Aufbau und den Erhalt von Risikopartnerschaften zwischen Freiem Träger und Jugendämtern in Berlin und trägt damit wesentlich dazu bei, dass solche Jugendlichen qualifiziert ausgehalten und betreut werden können.

Wir Autor*innen haben inzwischen auch andere niedrigschwellige Projekte kennengelernt, von denen wir ebenso beeindruckt waren wie von NAIS. Eines davon – das Johannes-Falk-Haus in Stuttgart – haben wir bereits intensiver erforscht und beschrieben (siehe „Alltag und Fachlichkeit in stationären Erziehungshilfen“ von Schwabe/Thimm 2019 oder „Praxisbuch Fallverständen und Settingkonstruktion“ von Schwabe 2020, beide bei Beltz Juventa).

Wir danken dem Verlag Beltz Juventa für die Aufnahme des Buches und hoffen, damit einen Beitrag zur weiteren fachlichen Entwicklung der Jugendhilfe beigesteuert zu haben.

Berlin, im Juni 2020

Mathias Schwabe, Martina Stallmann und David Vust

Vorwort

Dieses Buch ist den jungen Menschen gewidmet, die so „riskant agieren“, dass „keiner sie mehr haben will“ – und dem Umgang der Jugendhilfe mit ihnen: Es geht um 14- bis 17-Jährige, in der Phase des Austestens von Grenzen und in der Phase der Suche nach dem eigenen Selbst und der eigenen Art zu leben. Aber ihre Suche ist mehr als die anderer Jugendlichen belastet durch die Hypotheken unzureichender Bindung und Bildung, fehlender Geborgenheit sowie mangelnder Deutung und Kontrolle ihrer eigenen Emotionen und Impulse. Dazu kommt meist noch die Verstörung durch Traumatisierungen, die sie abgespalten haben, und deren Folgen sie nun unerkannt, unerklärt und unbeherrschbar heimsuchen und ebenfalls ihr Verhalten mitbestimmen: Schulverweigerung, Suchtmittelmissbrauch, Delinquenz, Aggressivität gegen sich selbst und andere, Weglaufen und „keine Einsicht in ihren Hilfebedarf“ bzw. schlechte Erfahrungen mit „Hilfe“ und „Erziehung“. Zudem der Unwille, sich darauf je wieder einzulassen, oft gepaart mit tiefem Misstrauen gegen alle Erwachsenen: Sie pfeifen auf ihr im Kinder- und Jugendhilfegesetz verbrieftes „Recht auf Erziehung“! All das macht sie nicht nur zu „Störfällen“ im System, sondern aus Sicht der Sozialisationsinstanzen Familie, Schule und auch der Jugendhilfe so „unaushaltbar“, dass sie zu „Systemsprengern“ und in den Systemen Schule und Jugendhilfe oft weitergereicht werden wie die berüchtigten „heißen Kartoffeln“.

„Sie sind gewalttätig und dissozial, verlangen Zuwendung und verweigern sich jeder pädagogischen Zumutung“, hat einmal jemand gesagt – und dabei vielleicht übersehen, dass diese Jugendlichen nicht so geboren, sondern erst durch leidvolle Interaktionen mit Eltern, Lehrern, Erzieherinnen etc. so geworden sind. Diese Zuschreibung übersieht auch, dass sie nicht nur eigene Träume von einem „guten Leben“ haben, sondern auch (verschüttete) Ressourcen, die sie vielleicht doch noch „ausgraben“, aktivieren und erweitern können, damit sie ihren eigenen Weg finden.

Fast alle dieser „riskant agierenden“, „unerreichbaren“, andere, sich selbst und ihre Zukunft gefährdende jungen Menschen haben auch psychiatrische Diagnosen wie „Störung des Sozialverhaltens und der Emotionen“ – oder würden welche bekommen, wenn sie, z. B. „vollgepumpt mit Drogen“, in der Jugendpsychiatrie landen. Doch diese Diagnosen benennen auch nur ihre „Defizite“ und sagen noch nichts über eine mögliche oder gar die „richtige“ Therapie, sondern nur so viel, dass die Jugendpsychiatrie dafür die Zuständigkeit bei der Jugendhilfe sieht. Dabei gibt sie den Jugendlichen gerne noch ein paar Tabletten mit auf den Weg, um sie für sich selbst, v. a. aber für andere

Menschen wieder ein wenig erträglicher zu machen: „Die Jugendpsychiatrie soll Erziehung wieder möglich machen“, wie es ein Klinikchef einmal ausdrückte.

Die Jugendhilfe soll es also richten, sie soll helfen, verschüttete Ressourcen zu aktivieren, Fehlverhalten einzudämmen und den Jugendlichen den Glauben an sich selbst und zumindest ein gewisses Vertrauen in Erwachsene wiederzugeben.

Hier zeigt sich: Das Buch ist auch der Jugendhilfe gewidmet, all denen, die sich um diese jungen Menschen Gedanken machen, aber auch um die damit verbundenen vielen ungelösten Fragen: Was kann die Jugendhilfe wirklich für sie leisten? Und mit welchen Mitteln? Soll sie „Systemsprenger“, etwa im Rahmen von geschlossener Unterbringung, durch viel Zwang, enge Regeln und unmittelbare Konsequenzen auf Fehlverhalten doch noch „zähmen“? Soll sie die Jugendlichen an ein bestimmtes Setting anpassen, da sie sich schließlich in der Gesellschaft auch anpassen müssen, wenn sie nicht am Ende in der „totalen Institution“ Haft landen wollen, wo sie noch mehr Zwängen ausgesetzt sind? Soll sie hoffen, dass die Jugendlichen äußere Strukturen schließlich doch für sich als sinnvoll anerkennen und nach Beendigung des unmittelbaren Zwanges für ihre „innere Strukturierung“ nutzen können? Soll sie die Jugendlichen irgendwo ins Ausland bringen, wo sie sich fernab der Zivilisation und ihren Gefahren mit den Kräften der Natur auseinandersetzen müssen, wenn sie überleben wollen?

Oder soll die Jugendhilfe auf die „Selbstheilungskräfte“ der Jugendlichen setzen, etwa, indem sie sich die Sicht von D. W. Winnicott zu eigen macht, nach der die Jugendphase notwendig auch Stagnation umfassen muss, deren Überwindung vor allem Zeit braucht (s. Kap. 2.2) – Zeit, die der Jugend heute kaum noch zugestanden wird? Soll sie – in einem begrenzten Zeitraum und Rahmen quasi sehenden Auges, aber durchaus besorgt und jederzeit als Ansprechpartner erreichbar – die Jugendlichen so weit wie möglich selbst über Regeln bzw. Regellosigkeit bestimmen, sie dann aber auch die Konsequenzen, z. B. von Drogenkonsum und Straftaten, spüren lassen? Und wenn ja, verträgt sich das mit der Garantienpflicht der Jugendhilfe für den Kinderschutz, der schließlich auch für Jugendliche gilt, die am allermeisten durch sich selbst gefährdet sind?

Das vorliegende Buch leuchtet zunächst (s. Kap. 1) diese verschiedenen Möglichkeiten und die entsprechenden Settings des Systems Jugendhilfe im Umgang mit denjenigen aus, die dieses System vorher „sprengen“ konnten. Und es regt zum Weiterdenken an, indem es klarmacht, dass es „die richtige Lösung“ nicht geben kann, sondern alle „Auswege“ sich immer auch als Sackgassen erweisen können.

Es konzentriert sich dann (s. Kap. 2) auf ein niederschwellige Angebot, das es – in der Hoffnung auf die Entwicklungspotentiale „jugendhilfemüder“ Ju-

gendlicher – gewagt hat, ihnen zwar einen Wohnraum, aber Beratung und Betreuung nur auf Wunsch der Jugendlichen anzubieten und ihnen damit einen Entwicklungsfreiraum zu eröffnen, wohlwissend, wie riskant dieses Angebot ist. Denn solche Jugendlichen, wie sie in Kapitel 4 beschrieben werden, wären vermutlich andernorts als „letzte Möglichkeit“ in eine besonders strenge und zunächst geschlossene Unterbringung eingewiesen worden: In den Fallgeschichten der Jugendlichen, die in das niederschwellige Angebot aufgenommen wurden, gibt es nämlich erstaunliche Parallelen zur Klientel der Heime, die mit Freiheitsentzug arbeiten (vgl. Permien 2010)! Der Unterschied besteht lediglich darin, dass die Jugendlichen in besagtem Angebot im Schnitt älter sind als die Mädchen und Jungen in Freiheitsentziehenden Maßnahmen der Jugendhilfe.

Das mag zunächst verwundern, aber niederschwellige Angebote gelten ebenso wie Freiheitsentziehende Maßnahmen als eine der „letzten“ Möglichkeiten der Jugendhilfe für Jugendliche, für die „sonst nichts mehr geht“. Beide Hilfeformen arbeiten aber, wie oben angedeutet, mit genau entgegengesetzten Mitteln und Wegen. So erscheint die Zuteilung dieser Jugendlichen zur einen oder anderen Hilfe relativ willkürlich (vielleicht abgesehen von deren Alter) und abhängig weniger von der individuellen Fallgeschichte als vielmehr von der „Philosophie“ der verantwortlichen Fachkräfte, der Verfügbarkeit von Plätzen in der einen oder anderen Hilfeform und dem (oft nur auf Hörensagen über Einzelfälle beruhenden) „Wissen“ der Fachkräfte über Erfolge. Bisher fehlt nämlich gesichertes Wissen darüber, ob und wie weit diese „letzten Mittel“ jeweils für diese ganz unterschiedlichen Jugendlichen passen, die sich da mehr oder minder zufällig in der einen wie in der anderen Maßnahme versammeln!

Sicher ist allerdings, dass den strikten Freiheitsentziehenden Maßnahmen nicht selten eine relativ niederschwellige Maßnahme (z. B. ein Jugendnotdienst) vorausgeht – und bei fehlendem „Erfolg“ des Freiheitsentzugs auch wieder folgt.

Umso spannender ist es, dass dieses Buch – quasi in Ergänzung bzw. als Gegenpol zu den Studien der letzten Jahre über Freiheitsentziehende Maßnahmen – Einblick gibt in Philosophie, Praxis und Wirkungsweise eines dieser niederschweligen Angebote (s. Kap. 2 und 3). Dort bekommen die Jugendlichen die Chance einer „existenziellen Absicherung“ durch Wohnraum und wöchentliche Geldleistung, die ihnen „einen Freiraum“ (S. 39) sowie die nötige Zeit für „allmähliche Reifungsprozesse“ (S. 40) bieten will. Dies in der Hoffnung, dass die Jugendlichen – auch mit Hilfe einer Anlaufstelle und der Gesprächsangebote mit Fachkräften sowohl aus dem Projekt als auch aus dem Jugendamt – in einem Zeitraum von acht bis zwölf Monaten zu einer „etwas geklärteren eigenen Perspektive“ (S. 39) sowie realistischen und von ihnen selbst gewünschten Zielen für ihre nächste Zukunft fänden.

Das Buch stellt ausführlich die fragilen Bedingungen für das Gelingen dieses Ansatzes dar: Balancen zwischen Aushalten, notfalls aber auch Abwenden von Risiken, Balancen zwischen Anregung, Hilfeangeboten und Achtung/Förderung der Selbstverantwortung der Jugendlichen, zwischen freiwilligen Kontakten mit Gesprächs- und Aktivitätsangeboten und unfreiwilligen Kontrollen, Balancen auch zwischen „Freiheit“ und „Lustprinzip“ einerseits und Anforderungen des Realitätsprinzips andererseits.

An vielen Gesprächs- und Fallbeispielen wird deutlich, wie gekonnt die Fachkräfte in der Interaktion mit den Jugendlichen nach dem Prinzip „Weniger bringt manchmal mehr“ (Kap. 3) diese Balancen gestalten: Sie können damit in wohlwollender, wertschätzender Weise Entwicklungsimpulse geben, die auf jegliche „fürsorgliche Belagerung“ verzichten und deshalb umso eher angenommen werden können. Dies geschieht vielleicht sofort, manchmal auch erst „einige Katastrophen später“ (siehe z. B. die Fallgeschichte von Ute und Tobias in Kap. 5) und manchmal vielleicht auch gar nicht – auch das müssen die Fachkräfte aushalten.

Wichtig für das Gelingen sind aber auch klare Konsequenzen auf Grenzüberschreitungen, die an die einzelnen Jugendlichen angepasst werden können, aber nicht von Angst oder Uneinigkeit der Fachkräfte bestimmt sein sollten, z. B. bei Vermüllung des zur Verfügung gestellten Wohnraums. Es gibt aber auch immer wieder Fälle, in denen sich mögliche positive Impulse dieses Settings mit positiven Wirkungen des Drucks von Polizei und Justiz mischen (siehe z. B. die Fallgeschichte von Frank in Kap. 5). Und dies rückt in den Blick, dass solche niederschwellige Angebote möglicherweise gerade für „Systemsprenger“ geeignet sein könnten.

Doch bisher fehlt es nicht nur an vielleicht nicht eindeutigen, aber zumindest eingegrenzten Zuweisungskriterien für ein besonders niederschwelliges Setting wie das in diesem Buch beschriebene, bzw. ein besonders hochschwelliges wie Freiheitsentziehende Maßnahmen. Vielmehr fehlt es auch an der Weitergabe von „Fallverständen“ (auch bezogen auf riskantes Verhalten und dessen mögliche Ursachen und Auslöser!). Dabei wird Fallverständen durchaus auch in gescheiterten Maßnahmen gewonnen, aber es findet sich in den Akten (sofern diese überhaupt an die nächste Hilfe weitergegeben werden) leider meist nur als allgemeine Defizitzuschreibung an die Jugendlichen! Was fehlt, ist die Beschreibung von Situationen und (vielleicht misslungenen) Interaktionen, aus denen sich wichtige Einblicke und Hypothesen für den weiteren Umgang mit diesen jungen Menschen ableiten lassen (s. Hoops/Permien 2006). Würden diese Einsichten besser kommuniziert, dann könnte eher erreicht werden, dass die Jugendlichen und die Folgehilfe gut zueinander passen und dort die Besonderheiten der Jugendlichen gewürdigt werden können.

Zu einem solchen Fallverständen würde allerdings auch gehören, den möglichen Beitrag von Jugendamt und Hilfeträger am Scheitern vorhergehender

Hilfen viel genauer zu analysieren, um frühere „Fehler“ im nächsten Setting zu vermeiden, aber auch, um an das anzuknüpfen, was gut lief und was die Jugendlichen an Ressourcen gezeigt haben. Wie ein solches Fallverständnis gewonnen werden kann und wie wertvoll seine Weitergabe sein könnte, zeigen die Fallschilderungen in Kapitel 5, und hier besonders die Fallgeschichte von „Hermine“.

Es ist ein wichtiges Verdienst des Buches, dass es die (bequeme) Vorstellung der Gesellschaft in Frage stellt, die Jugendhilfe müsse doch „mit diesen Jugendlichen fertigwerden“. Stattdessen konfrontiert es die Leser/innen immer wieder mit der (vermeintlichen) „Hilflosigkeit der Helfer“ gegenüber provozierend riskantem Verhalten der Jugendlichen. So regt es nachdrücklich zum Nachdenken an (s. Kap. 6): Wann ist „Aushalten“ seitens der Helfer tatsächlich sinnvoller als Aktion(-ismus) und Konfrontation, die die Gefahr sinnloser „Kollateralschäden“ bergen? Und wann ist „Aushalten“ vielleicht doch Laissez faire und Unterlassung, vor allem, wenn die Jugendlichen immer mehr „abgleiten“ und durch ihr riskantes Verhalten ihr weiteres Leben mit weiteren Hypotheken belasten (siehe z. B. das Fallbeispiel von Ute und Tobias in Kap. 5)? Und wer trägt die Verantwortung, bzw. wem wird sie zugeschoben, wenn etwas richtig Schlimmes passiert und die in niedrigschwelligeren Angeboten betreuten Jugendlichen andere, vielleicht völlig unbeteiligte Menschen massiv schädigen?

Auch der Phantasie, man könne die Risiken doch durch mehr Strenge und Rigidität „in den Griff kriegen“, erteilt das Buch schlicht eine Absage. Stattdessen wird gezeigt, dass das Umgehen mit Risiken in eng strukturierten Settings und solchen, die auf Freiwilligkeit und Freiraum setzen, lediglich unterschiedliche Formen und Konsequenzen hat, zwischen denen sich Jugendhilfeträger (und auch die Gesellschaft) entscheiden müssen: „Risikofreie Alternativen gibt es im Umgang mit dieser Zielgruppe nicht“ (s. Kap. 6.3). Stattdessen werden – sehr viel realitätsnäher – „Eckpfeiler“ für ein „halbwegs sicheres“ Risikomanagement (s. Kap. 6.4) angeboten, die hoffentlich viele notwendige Diskussionen anstoßen!

Doch es bleibt die Frage: Was ist mit der weiteren Verelendung von Jugendlichen, die auch im Rahmen niedrigschwelliger Angebote stattfinden kann? Auch wenn kein Zwang ausgeübt werden soll (und kann), wären dann nicht doch mehr Angebote möglich oder notwendig, als das beschriebene Projekt sie bietet? Könnte, ja müsste man nicht den Jugendlichen, die sich lange Zeit offenbar nicht „von selbst“ bewegen (können), und in Gefahr scheinen, „von innen her (zu) verderben“ (s. Kap. 2.2) und durch Außeneinflüsse kaputtzugehen, mehr Alternativen zum „Stillstand“ und zum Festfahren in „Sackgassen“ eröffnen?

Das Buch gibt keine eindeutigen Antworten auf diese Dilemmata. Es lädt vielmehr dazu ein, anhand konkreter eigener „Fälle“ gemeinsam mit dem ei-

genen Team darüber zu reflektieren und die eigenen – vielleicht zu sehr von den Imperativen „Tempo!“ und „Effektivität!“ geprägten – Positionen zu überprüfen. Dies umso mehr, als das beschriebene Projekt kurz-, aber auch längerfristige Erfolge vorzuweisen hat, die sich – oft erst nach weiteren „Zitterpartien“ in anschließenden Hilfen – durchaus sehen lassen können (s. Kap. 7 und 8). Dies gilt sowohl aus der Sicht der Jugendlichen wie der Fachkräfte, wie sich aus den Interviews mit den Jugendlichen und den Aktenanalysen ergibt! Und das gilt auch im Vergleich mit anderen Hilfeformen, die es z. T. mit wesentlich weniger „riskant agierenden“ Jugendlichen zu tun haben.

Also vielleicht doch und entgegen aktuellen Tendenzen: In der Jugendhilfe mehr Vertrauen auf die Eigendynamik der Jugendlichen und mehr Halten, Aushalten und Zeitlassen wagen? Vielleicht im Sinne von „Torben lässt sich dieses Symptom nicht so schnell nehmen, wie es gut für ihn wäre. Er verteidigt es!“ (s. Kap. 3.1, 3)?

Hanna Permien

Einleitung

Ein innovatives Erziehungshilfeprojekt möchte es nach zwölf Jahren intensiver Arbeit mit einer hoch riskant agierenden Zielgruppe genau wissen: Haben wir gut gearbeitet und was hat unsere Arbeit den Jugendlichen gebracht? Die Projektverantwortlichen organisieren über eine große, gemeinnützige Stiftung eine differenzierte Fremd-Evaluation der eigenen Arbeit, die auf vier Säulen beruht:

- Aktenauswertung aller bisher betreuten Fälle (N = 105 bzw. 77, s. Kap. 7)
- Auswertung von Interviews mit ehemals betreuten jungen Menschen (N = 47, s. Kap. 7)
- Teilnehmende Beobachtung an den relevanten Kontaktstellen zwischen Betreuer/innen und Jugendlichen (s. Kap. 4)
- Rekonstruktion der Setting-Entwicklung innerhalb von zwölf Jahren inklusive der Analyse von gewollten und eher von außen auferlegten Veränderungen (s. Kap. 2).

Die Evaluation wird finanziert und durchgeführt. Die Atmosphäre zwischen den Beforschten und den Forschern ist offen und freundlich. Die Mitarbeiter/innen lassen sich ohne Scheu beobachten und ermutigen auch die Jugendlichen, sich offen zu zeigen. Zwischenergebnisse werden immer wieder zurückgemeldet und diskutiert. Spannungen zwischen Evaluatoren und Evaluierten werden, wenn sie entstehen, rasch angesprochen und können meist ebenso rasch wieder abgebaut werden. Die Ergebnisse aus den verschiedenen Evaluations-Säulen sind durchweg ermutigend. Sie zeigen, dass in diesem Projekt in vielerlei Hinsicht fachlich gut gearbeitet wird. Einzelne Kritikpunkte der Forscher an dem fachlichen Verhalten der Mitarbeiter/innen oder an Verfahren bzw. Organisationsregeln werden als wertvolle Rückmeldungen gewertet und führen zu Veränderungen in den Bereichen Prozess- und Strukturqualität. Und doch überwiegt beim Träger am Ende der Evaluation und beim Lesen des Abschlussberichtes der Eindruck, sich damit nicht gut sehen lassen zu können. Die Zustimmung zur Veröffentlichung eines am Anfang des Prozesses vereinbarten Buchprojektes wird nach sorgfältiger Prüfung der Verantwortlichen des Trägers zurückgezogen. Dem Träger wäre es lieber, dass das Buch gar nicht erscheint. Aber weil man die Publikation weder verhindern kann noch will, wünscht sich der Träger, dass alle Daten, die auf ihn hinweisen, anonymisiert werden. Diesem Wunsch sind wir nachgekommen. Und schließen uns mit einem eigenen Wunsch an: Selbstverständlich wäre es bei der kleinen Anzahl

von Projekten, die in Deutschland auf die geschilderte Weise mit Jugendlichen arbeiten, ein Leichtes, den Träger zu identifizieren. Aber was soll das, wenn dieser Träger ungenannt und seine Mitarbeiter/innen geschützt bleiben wollen? Noch dazu, wo der Träger stets die Möglichkeit hat zu sagen, „das sind wir nicht!“? Stattdessen wünschen wir uns, dass sich die Leser/innen auf die Inhalte der Evaluation konzentrieren und über diese ins Gespräch kommen.

Dennoch ist die Frage erlaubt, warum es zu dieser Anonymisierung gekommen ist?

Zwei Gründe sind dafür ausschlaggebend und beide machen deutlich, unter welch immensen Druck Einrichtungen und Mitarbeiter/innen stehen, wenn sie mit Jugendlichen arbeiten, die man je nachdem als „Hoch-Risiko-Klienten“, „die Schwierigsten“ oder als „Systemsprenger“ etc. bezeichnen kann (s. Kap. 1). Zum einen gab es kurz vor Abschluss der Evaluation einen Vorfall, in den unter anderem betreute Jugendliche aus dem untersuchten Projekt verwickelt waren. Dieser Vorfall wurde von den Medien aufgegriffen: teils mit gut nachvollziehbaren Anfragen an die Art und Qualität der Betreuung vor Ort, teils aber auch mit einem unangemessenen Skandalisierungstenor. Die fachlich angemessene und zugleich geschickte Beantwortung der vielen Fragen seitens der Öffentlichkeit, aber auch des Landesjugendamtes hat den Verantwortlichen des Trägers viel Arbeit und viel Kopfzerbrechen bereitet. Auch wenn sie sich nichts vorzuwerfen hatten und auch gar nicht der Ansatz gemacht wurde, sie strafrechtlich zu verfolgen, blieb doch ein Gefühl zurück, das man mit „alles, nur nicht noch mal so was“ bezeichnen kann. Bitter war die Erfahrung, dass auch gute Evaluationsergebnisse in einer aufgewühlten Stimmung nicht wirklich weiterhelfen. Vor allem, wenn die Evaluation differenziert argumentiert und nicht pauschal alles gut findet, was sie als Praxis vorfindet und auch nicht mit Erfolgswahlen von 70 % und mehr aufwarten kann (die bei diesem Klientel in keinem Projekt zu erwarten sind). Evaluation scheint in solchen Zusammenhängen ein „stumpfes Schwert“ darzustellen. So richtig gelingen Befreiungsversuche damit nicht. Und noch schlimmer: In Zeiten aufgewühlter Stimmung suchen alle Ankläger nach weiteren Belegen für die vermeintliche Richtigkeit ihrer Anklagen; sie lesen dann auch Evaluationen überwiegend selektiv und können selbst aus einer Evaluation, die über weite Strecken Qualität und hohes fachliches Niveau bescheinigt, die wenigen kritisierten Sachverhalte heraussuchen, die zu dem eigenen Anklage-Modus passen.

Wissenschaftliche Ergebnisse, das wissen wir seit Längerem, können eben nur im System Wissenschaft darauf hoffen, differenziert wahrgenommen und diskutiert zu werden. Bei Systemen wie Politik oder Öffentlichkeit oder Medien muss Wissenschaft stets damit rechnen, für andere Zwecke funktionalisiert zu werden, wenn sie denn überhaupt wahrgenommen und für entscheidungsrelevant gehalten wird. Falls ja, so gehen wissenschaftliche Ergebnisse als ein Element unter anderen in politische Entscheidungen ein, aber bestimmen in der

Regel nicht deren Richtung. Das gilt in vielen Fällen leider auch für die Jugendhilfe-Administration auf kommunaler und Landes-Ebene. Politische Erwägungen gehen hier häufig vor fachlichen, die Sorge um die eigene Karriere häufig vor Solidarität mit einem angegriffenen Träger. Wobei im Fall des hier geschilderten Projektes auf Seiten der Verwaltung durchaus viel Mut bewiesen wurde und das Projekt immerhin in seinen Grundzügen erhalten werden konnte.

Aber auch nachdem die mediale Aufmerksamkeitswelle abgeebbt war und halbwegs gute Lösungen für noch offene, fachliche Fragen bezogen auf die Arbeit des Projekts gefunden worden waren, wollte man auf Seiten des Trägers mit der Darstellung der eigenen Arbeit doch lieber nicht nach außen gehen. Denn im Kontakt mit Hoch-Risiko-Klienten erweisen sich im Alltag immer wieder pädagogische Antworten als angemessen oder zumindest kreativ und situativ stimmig, die bei Menschen, die diese Jugendlichen nicht kennen, Besorgnis oder Skepsis oder Entrüstung erregen können. In der Öffentlichkeit, aber auch in der eigenen sozialpädagogischen Zunft, die über keine direkte Erfahrung mit diesem Klientel verfügt, kann man sich oft nicht vorstellen, dass bei diesen Jugendlichen, die das System der Jugendhilfe in und auswendig kennen und immer wieder für ihre Zwecke instrumentalisieren, häufig nur andere als die gängigen Antworten überhaupt eine Chance haben, wahrgenommen zu werden. Die Jugendlichen kennen und beherrschen (!) die üblichen Interaktionsmuster zwischen Sozialpädagog/innen und ihresgleichen. Manchmal muss man den üblichen sozialpädagogischen „Sound“ aufgeben oder verlassen und sich anderer Sprach- und Handlungsformen bedienen, damit bei ihnen so etwas wie Verblüffung und Interesse entsteht. Gleichzeitig gerät man bei der Arbeit mit dieser Zielgruppe immer wieder auch in rechtliche Grauzonen: Selbstverständlich ist jeder Mitarbeiter dazu angehalten, Diebstähle oder den Handel oder Konsum von Drogen anzusprechen und anzuzeigen, wenn er davon erfährt. Dagegen steht die auch in unserer Evaluation bestätigte Erfahrung, dass die Jugendlichen oft erst dann anfangen, damit aufzuhören, wenn man sie eine Zeitlang dabei nicht behelligt, auch wenn man sieht oder ahnt oder bei genauerer Nachforschung wissen könnte, was sie da alles Ungesetzliches treiben (siehe die Beispiele in Kap. 3.1.3 und Kap. 5.1 bzw. 5.2 oder Kap. 6.1). Natürlich führt dieses Zulassen wie schon bei „akzeptierender Drogenarbeit“ oder „akzeptierender Arbeit mit rechten Cliques“ leicht zu einem „Tanz mit dem Teufel“ und endet immer wieder damit, dass dieser die Führung übernimmt und man am Ende doch eingreifen muss, indem man die Polizei alarmiert oder eine Zwangseinweisung für eine Entgiftung einleitet. Dennoch scheinen einige Jugendliche es für den Aufbau einer nachhaltigen Veränderungsmotivation zu brauchen, dass man sie auf ihre Straftaten anspricht, sie aber nicht sofort und umstandslos verfolgt oder sogar auf das Ansprechen verzichtet, wenn dieses ein leeres Ritual darstellen würde, dem sie zur Zeit nur mit Leugnung begegnen können. Was sie dagegen brauchen, sind die wachen Augen von Mitarbei-

ter(inne)n, denen man nichts vormachen kann und auch gar nicht vorzumachen braucht. Und es sind wissende und zugleich liebevolle, aber auch vollkommen nüchterne Blicke, die ausdrücken:

„Du und ich, wir wissen, dass ich es nicht verhindern kann. Du und ich wissen, dass es nicht in Ordnung ist. Darüber brauchen wir gar nicht reden. Du und ich wissen, dass sich was ändern muss. Du und ich wissen aber auch, dass über vermeintliche Änderungen schon unendlich viel gesprochen wurde. Wir wissen, dass es einzig und alleine auf deine Taten ankommt. Und auf die warte ich: mit viel Geduld, mit einer guten Portion Ohnmacht, aber auch mit großer Bereitschaft, dir jederzeit zu helfen, wenn du das willst! Wirklich ‚willst‘!“.

Es mag merkwürdig erscheinen: Aber die Vermittlung solch komplexer Botschaften wird durch das Sprechen von Worten oftmals eher verhindert oder entwertet. Man kann sie nur mit einer authentischen Gesamthaltung, mit Blicken, mit einer Abfolge von kleinen Bewegungen, unterbrochen von Pausen und Stillhalten, vermitteln. Schweigend. In der Form einer „Nicht-Intervention“. Oder auch mal bereit, aber dann in einer Sprache, die nahe am Jugendlichen angesiedelt ist. Je nachdem.

Solche guten, zu diesen Klienten passenden pädagogischen Aktivitäten werden im Umgang mit dieser spezifischen Klientel an einigen Orten und in mehreren Projekten praktiziert. Aber in diese Zonen der Pädagogik hinein reichen nur wenige Beobachtungs-Sonden. Wie sollte man diese Bereiche auch der pädagogischen Forschung zugänglich machen? Wo sie sich doch schon in rechtlichen Grauzonen abspielen, die man besser verschweigt, als sie offenzulegen. Um nicht von den Verantwortlichen der (Landes-)Jugendämter oder von anderen Sozialpädagog/innen der Mitwissenschaft oder gar Mittäterschaft bezichtigt zu werden.

Aber gerade in diesen schwer zugänglichen Zonen spielt sich die Arbeit mit den „Hoch-Risiko-Klienten“ immer wieder ab. Wenn die Verantwortlichen des untersuchten Trägers die Zustimmung zu dieser Buchveröffentlichung verweigert haben, so aus der Überzeugung heraus, dass ein Teil ihrer Arbeit derzeit nicht öffentlichkeitsfähig ist. Ihre Erfahrung ist, dass man darüber untereinander sprechen kann, von Kollegin zu einem Kollegen oder auch von Mitarbeiter des einen zur Mitarbeiterin des anderen Projektes. Aber dass man ansonsten, d. h. in der Fachöffentlichkeit, auf Tagungen oder Fortbildungen etc., tunlichst die offene Erörterung des eigenen Handelns in pädagogischen und rechtlichen Grauzonen unterlässt, auch wenn dieses einen im Alltag immer wieder beschäftigt.

Die Entscheidung des Trägers wurde auch von mehreren anderen, zum Teil hochrangig angesiedelten Vertretern von Fachverbänden oder der Kommunalen Verwaltung angeraten und unterstützt.

„Passt auf“, lautete der Tenor dieser Ratgeber/innen, „was ihr praktiziert, machen zwar andere auch und das ist auch pädagogisch in vielen Fällen angemessen und richtig. Aber wer darüber spricht, kann schnell an den Pranger gestellt werden und am Ende seine Betriebserlaubnis verlieren. Und etliche andere werden nicht den Mut haben, sich mit Euch zu solidarisieren, auch wenn sie mehr oder weniger dasselbe tun wie Ihr!“

Wir haben uns zu der anonymisierten Veröffentlichung der Evaluation entschieden,

- weil wir die Ergebnisse im Hinblick auf die Arbeit mit sog. Hoch-Risiko-Klienten für interessant und relevant halten und hoffen, damit die Fachdebatte zu bereichern und zu vertiefen,
- insbesondere im Hinblick auf die ähnlichen und unterschiedlichen Risiken, die man sich mit der Arbeit mit der Zielgruppe der sog. „Hoch-Risiko-Klienten“ oder der sog. „Systemsprenger“ einhandelt. Risiken, denen man sich mit aller fachlicher Energie und einer nie erlahmenden Selbstkritik stellen muss, ohne sie ein für alle Mal in den Griff bekommen zu können,
- weil wir der Überzeugung sind, wissenschaftlich korrekt geforscht zu haben und unsere Arbeit als Forscher/innen mit diesem Buch darstellen möchten,
- und, last but not least, weil wir mit der Veröffentlichung ein Zeichen für mehr Offenheit und Transparenz innerhalb der Erziehungshilfen setzen wollen. Gerade was die „Schwierigsten“ betrifft, brauchen wir das offene und angstfreie Sprechen und Schreiben über Alltags-Erfahrungen. Man erinnere sich an A. S. Makarenko und viele andere mutige Pädagogen nach ihm: wie gut ist es, dass wir seine „Ohrfeigen“-Episode kennen. Oder die Geschichte, wie er mit geladenem Revolver in den Wald lief, völlig verzweifelt, zumindest halb dazu entschlossen, seinem Leben ein Ende zu bereiten, weil er sich angesichts des fortgesetzten dissozialen Agierens „seiner“ Jugendlichen mehr als entmutigt sah. Aufsichtsgremien würden ein solches Heim mit einem solchen Leiter heute wahrscheinlich sofort schließen. Gut, dass wir über solche Zeugnisse wie bei Makarenko oder die vorliegende Evaluation wissen, dass Sozialpädagogik sich immer wieder in Grenzregionen bewegt, in denen man Stärke und Schwäche von Pädagog/innen, richtiges und falsches Handeln, entwicklungsförderlichen Impuls oder Einladung zur Regression so wie rechtlich noch korrekte oder schon verbotene Interventionen, selten schnell und manchmal nicht mal bei ernsthafter Prüfung sicher unterscheiden kann. Weder im Vor- noch im Nachhinein. Diese Unsicherheit auszuhalten gehört wesentlich mit zum Handwerkzeug von Sozialpädagog/innen.

Das bedeutet nicht, dass man auf riskantes Agieren von Jugendlichen mit ebenso riskantem, willkürlichem Verhalten von Pädagog/innen reagieren

sollte. Aber dass man im Umgang mit diesen Klienten mutig sein muss und Fall für Fall und Situation für Situation betrachten muss, um bezogen auf die offenen Fragen zu halbwegs vernünftigen Antworten zu kommen. Und dass die alleinige Sorge um offizielle Richtlinien und Rechtsvorschriften uns den Zugang zu den Jugendlichen, die uns am dringendsten brauchen, verbauen können.

Mathias Schwabe und Klaus Münstermann
Berlin und Ibbenbüren im August 2013

1 Einführung: Wohin mit jungen Menschen, die keiner mehr haben will?

In diesem Buch geht es um die Betreuung und Förderung von hoch riskant agierenden und schwer zu vermittelnden jungen Menschen im Rahmen der Jugendhilfe, insbesondere in dem Berliner Projekt NAIS = Niedrigschwellige Alternativen für sog. Systemsprenger, das inzwischen (2020) bereits seit über 20 Jahren mit solchen Jugendlichen arbeitet. Nach einer Darstellung der Ausgangslage (1.1) prüfen wir verschiedene Angaben zur quantitativen Verbreitung der Zielgruppe (1.2). In Kapitel 1.3 skizzieren wir holzschnittartig die wichtigsten Diskurse, die in der Erziehungshilfeszene mit Blick auf sogenannte „Systemsprenger“ geführt werden. Charakteristisch ist, dass dabei beinahe alles umstritten ist, selbst die Bezeichnung für diese Klientel.

1.1 Junge Menschen, die keiner mehr betreuen will

Mitarbeiter/innen des Jugendamtes erleben es immer wieder: Ein minderjähriger junger Mensch wird aufgrund von krisenhaftem Verhalten aus einer Hilfeform entlassen, mal mit angemessenem Vorlauf, mal überstürzt, worauf sich die Vermittlung in eine andere Hilfe als sehr schwierig erweist. Viele Einrichtungen lehnen bereits ein Vorstellungsgespräch ab, wenn sie sie von der Kombination zwei oder drei der folgenden fünf Verhaltensbeschreibungen hören:

- der junge Mensch ist mehrfach gewalttätig gegenüber anderen Betreuten oder Mitarbeiter/innen geworden
- er verweigert immer häufiger den Schulbesuch
- er konsumiert seit einiger Zeit größere Mengen an Alkohol und/oder Drogen
- er läuft häufiger weg oder übernachtet an unbekannten Orten und/oder
- zeigt andere Formen von selbst- oder fremdgefährdem Verhalten wie, z. B. selbstverletzendes Verhalten, Suizidalität, Prostitution etc.

Die Ablehnung wird von den Vertretern der Einrichtungen meist mit der Rücksichtnahme gegenüber den anderen ihnen anvertrauten jungen Menschen, aber auch gegenüber den Mitarbeitern begründet. Warum sollte man sich einen so „schwierigen Fall“ ins Haus holen, von dem ganz offensichtlich Gefährdungen ausgehen und bei dem die Möglichkeit des Scheiterns höher ist als die Aussicht auf Gelingen? Auch Spezialangebote winken nicht selten ab,

wenn sie hören, dass andere Intensivsettings bereits gescheitert sind und auch die Kinder- und Jugendpsychiatrie den jungen Menschen als „unbehandelbar“ eingestuft hat und nur noch für Kriseninterventionen für ein paar Stunden bzw. maximal einen Tag aufnimmt; oder dass Gerichtsverhandlungen anstehen und deswegen die Perspektive in der neuen Gruppe aufgrund möglicher Inhaftierung höchst unklar ist.

Häufig lehnt aber auch der junge Mensch selbst weitere Hilfen ab. Seine Erfahrungen mit dem Jugendhilfesystem bilanziert er überwiegend negativ: ständige Bevormundung und Schikanen, selbstgerechte Pädagogen, sinnlose Regeln, unfruchtbare Konflikte. Zu Vorstellungs- oder Hilfeplangesprächen kommt er deswegen manchmal gar nicht mehr. Vor allem, wenn er über 15 Jahre alt ist und sich bereits auf der Straße bewährt hat, erscheint ihm keine Hilfe oft besser als jede weitere Hilfe. Erfahren die wenigen aufnahmebereiten Einrichtungen, dass der Jugendliche selbst gar keine Hilfe will, ziehen sie sich meist auch zurück, weil sie Freiwilligkeit für unverzichtbar halten, und so behält das Jugendamt den sprichwörtlichen „Schwarzen Peter“ in der Hand.

Dieses praktische Vermittlungsproblem ist ernst zu nehmen, verdeckt aber häufig die entscheidende Frage: was ist mit dem Jugendlichen los? Was treibt ihn an bzw. um? Was hat er für gute Gründe sich so „ver-rückt“ zu verhalten, wie er es tut? Warum macht das Sinn für ihn und welche Funktion besitzt dieses Verhalten für das für ihn relevante System? Erst nach angemessenen Erkundungen bezogen auf *Fallverständigen* (Ader/Schräpper 2003, Baumann 2008, Hörster 2005, Müller 1997, Schwabe 2002) lassen sich die Fragen angehen: Was braucht der Jugendliche an Hilfe und was nicht? Was kann er annehmen und was nicht? Was könnte ihn beeindrucken und binden und was erneut verprellen?

Im Grunde kommen für solche Jugendliche nur wenige, aber sehr unterschiedliche Betreuungssettings in Betracht (s. a. Kap. 1.3.2 bzw. Ader/Schräpper 2004):

- A) Betreuungsdichte stationäre Intensivgruppen mit drei bis sieben Plätzen, die sich aufgrund von besonderen Bedingungen in der Lage sehen, mit diesem Klientel zu arbeiten. Entweder, weil sie mit ausreichend Personal ausgestattet sind, um differenzierte und attraktive Angebote machen zu können, die auf die Bedürfnisse des jungen Menschen eingehen und ihm rasch Selbstwirksamkeitserfahrungen vermitteln (Müller/Schwabe 2009). Was dessen Bereitschaft zum Mitmachen voraussetzt und sei es nur die, vor Ort zu bleiben. Oder weil sie einen geschlossenen Rahmen anbieten, der Entweichungen erheblich erschwert und so zumindest garantiert, dass der Jugendliche, mit dem man arbeiten will, auch präsent ist. Über aktive Mitarbeit im Rahmen einer klaren Tagessstrukturierung können sich die jungen Menschen im Rahmen von Bewährungsstufen wieder größere Freiheiten